

|                     |  |
|---------------------|--|
| <b>Zeitschrift:</b> | Aarauer Neujahrsblätter  |
| <b>Herausgeber:</b> | Ortsbürgergemeinde Aarau   |
| <b>Band:</b>        | 77 (2003)  |
| <br>                |  |
| <b>Artikel:</b>     | Vater Johann Rudolf Meyer als Industrieller, Erfinder, Bauherr,<br>Kaufmann, Betriebsingénieur avant la lettre |
| <b>Autor:</b>       | Pestalozzi, Martin   |
| <b>DOI:</b>         | <a href="https://doi.org/10.5169/seals-559196">https://doi.org/10.5169/seals-559196</a>                        |

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 17.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Vater Johann Rudolf Meyer als Industrieller, Erfinder, Bauherr, Kaufmann, Betriebsingénieur *avant la lettre*

Dass Johann Rudolf Meyer (1739–1813) einer der ersten und einer der erfolgreichsten aargauischen Industriellen gewesen ist, kann angesichts der zeitgenössischen Zeugnisse niemand bestreiten. Sein Name taucht in den Akten häufig auf, jedoch folgt meist kaum etwas Genaues. Über das Was äussern sich die Quellen wohl, kaum je aber über das Wie, Warum. Weil ihn so viele prominente Persönlichkeiten der Schweiz, und weil ihn der ganze Bezirk so gut kannte, legte kaum jemand Genaueres schriftlich nieder. Man begnügte sich mit den Stationen seines Lebensweges und beschrieb seine Steckenpferde, die Kartografie, die Trachtenkunde, seine einfache, daneben äusserst wohltätige Lebensführung. Von Meyers dauerhaft währenden philanthropischen Werken blieb die Kantonsschule schon deswegen in Erinnerung, weil der älteste Neubau von 1896 noch heute Meyers Abbild an erster Stelle zeigt; etwas, was er sich zu Lebzeiten wohl verbeitten hätte.

Meyers beruflichen Weg säumten tiefe Einblicke in Handwerks-, Handels- und industrielle Betriebe. Ein Welschlandjahr vermittelte ihm Französischkenntnisse; ohne Teilhabe an der damaligen Weltsprache hätte er seine Rolle als Gastgeber und in Gesellschaften, wie in der für die voraus denkende Schweiz massgebenden Helvetischen Gesellschaft, nie spielen können. Der Unschlüssige arbeitete zeitweise als Flachmaler, trat als Lehrling in die Aarauer Seidenband-Manufaktur Rothpletz ein, wurde, bei deren

Verkauf, von den Herren Brutel zu Schafisheim mit übernommen und soll bald sowohl die Fabrik wie den Handel der Produkte geleitet haben. Meyer war damals etwa 25 Jahre alt. Diese Angaben seines wichtigsten Biografen, des Kantonsschulrektors Ernst August Evers, lesen sich in dem bei Meyers Tod zusammengestellten Nachruf, immer noch der wichtigsten Quelle für sein industrielles Wirken. Ihr Verfasser lebte zu jenem Zeitpunkt «erst» neun Jahre in Aarau. Unseres Erachtens bestand Meyers Rolle in der Manufaktur Rothpletz, dann Brutel, weniger in der des Werkmeisters als in der des scharf überlegenden Kaufmannsgehilfen, der rechten Hand des Chefs. Nach derselben Quelle besuchte Meyer die Märkte, wozu er unter allen Angestellten, als Stadtmensch und Ratsherrensohn, geeignet schien. Meyers Vater, Ratsherr und Meister, gehörte zum Mittelstand, war anscheinend Gerber und hatte geschäftlich Schiffbruch erlitten. Meyers Tante hatte seine Ausbildung wesentlich finanziert. Aus diesen Erlebnissen erklären sich seine lebenslange Vorsicht ebenso wie seine offene Hand, wo immer junge Menschen eine Ausbildung benötigten.

Nach erfolgreichen Kommissionsverkäufen stieg der Aarauer auf eigne Rechnung in den Grautuch-Handel ein. Bald machte sich der junge Mann vollends selbständig, nahm vorher Abstand, ging auf Wanderschaft. Weite Fussreisen erschlossen ihm die Alpenwelt, daneben Nordeuropa bis ins Baltikum. Nach

*1 Vater Johann Rudolf Meyer, Abbild eines Kaufmanns und Industriellen im schlchten Rock, aber mit Perücke und Dreispitz des Ratsherrn, an einer Frachtkiste lehnend. Mit dem Grautuchhandel erwarb Meyer den Grundstock seines Kapitals. Gemälde von Josef Reinhart, um 1780.*



der Rückkehr verfertigte Meyer, zuerst im Wohnhause seiner Tante, selber Seidenbänder und – typisch für erfolgreiche Industrielle – erfand er dabei mehrere Verbesserungen, die sein Produkt qualitativ hervorhoben. Evers erwähnte an Details soviel, dass zusammen mit der Analyse der Meyerschen Hausgrundrisse gerade genug Indizien übrig blieben. Einmal fand Meyer eine bessere Färbemethode, mittels der er seine Seidenbänder in ein tieferes Schwarz, und wohl auch in ein über eine längere Zeit haltbares, tauchte. Zum Zweiten gelang es ihm, seine eingewobenen Muster nicht bloss ab-

wechslungsreich zu gestalten, sondern diese Dessins auch durch einen höheren, reliefartigen Flor eindrücklicher zur Wirkung zu bringen. Meyer soll übrigens seine Muster immer wieder auch selber entworfen haben. Zum Dritten gelang ihm die Herstellung halbseidener Zeuge der Art, dass sie wie reine Seide glänzten. Wir wissen aus den Berichten von ausländischen Schweiz-Reisenden, dass sie als Luxus vermerkten, wie teuerste Seidenbänder von den Strohhüten der jungen Frauen flatterten, manchmal bis zur Wade hinunter; wir wissen auch, dass es eine besondere Bandmode gab. Dafür kann Meyer sowohl Erfindungen an den Webstühlen, wie auch für seine Färberei gemacht haben. Die Tatsache, dass er ein paar Jahre lang selber Bänder gewoben und auf den Markt getragen hat, deutet eher in die erste Richtung. Dass Sohn Johann Rudolf II. Physik und Chemie studierte, weist dahin, dass für die Färberei noch etliche Wünsche offen geblieben waren.

Was die Färberei betrifft, so gehörten damals allerhand heute nicht mehr bekannte Kniffe dazu, um gute Resultate zu erzielen. Viel Handarbeit brauchte es, um die Färbeflüssigkeiten optimal zuzubereiten, Tauch- wie Trocknungsvorgänge – letztere vielleicht im Dunkeln? – zu steuern und die Farben zu mischen. Meist dienten Hölzer oder Pflanzen als «natürliche» Färbemittel. Sie zu finden, günstig einzukaufen oder ihre Wirkung zu verbessern, war eine Wissenschaft für sich. Schwarz blieb die aufwän-

digste, daher teuerste Färbung. Absatz gab es genug, trugen doch alle Respektspersonen, Rats- oder Pfarrherren und reichere Witwen schwarz. Was Wunder, suchten die Meister aus bitterer Erfahrung ihre Geheimnisse für sich zu behalten, was gerade Vater Meyer stadtbekanntermassen nicht gelungen ist. Genau zu diesen Feststellungen passte die von Architekt Kuhn in den Meyerhäusern gefundene und umgebaute Bausubstanz. Der Biograf Evers hielt 1813 ausdrücklich fest, dass es der Firma Meyer auch gelungen war, die Produkte ihres Betriebs in bester Qualität wohlfeil zu verkaufen, das heisst, die Herstellungsweisen wurden laufend rationalisiert.

Meyers Tante, «Jungfer Meyer», lebte übrigens an der Rathausgasse. Von hier aus ging der Geschäftserfolg der Firma Meyer aus. Meyer hatte 1766 oder 1767 geheiratet, Nachwuchs stellte sich ein; ab 1791 wirkten die ältern Söhne mit. 1782 hatte Meyer seine erste Frau, Elisabeth Hagnauer aus Aarau, verloren. Aus Nidau bei Biel, also ebenfalls aus städtischem Milieu, stammte Marianne Renner, die 1783 bei den sechs Halbwaisen die Mutterstelle übernahm. Der zweiten Ehe entstammte als einziges Kind ein weiterer Sohn, Fritz, der zeitgleich mit den Enkeln Meyer aufwuchs, welche den Ehen der beiden ältern Söhne, Johann Rudolf Sohn und Hieronymus, entsprossen. Die einzige Kleinkindalter überlebende Tochter, Susanna, verheiratete sich mit einem reichen Nachbarn, Gottlieb Hunziker. Das junge

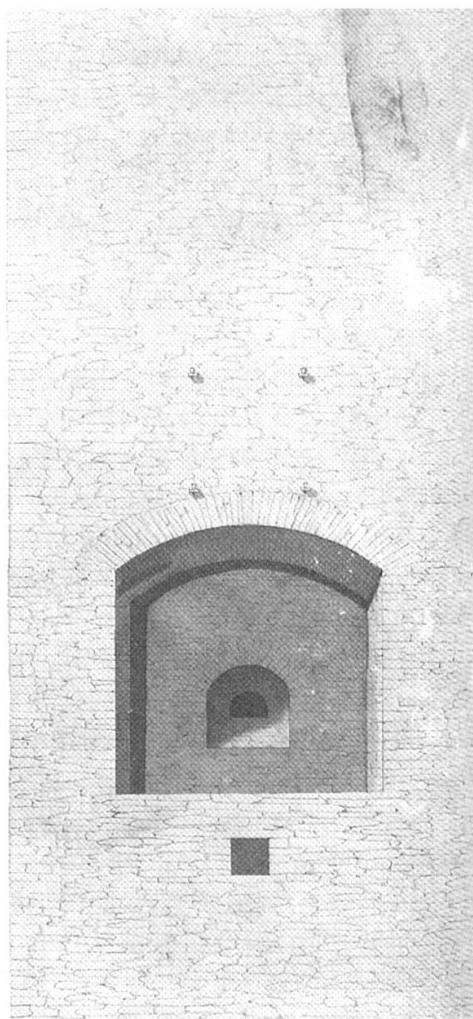
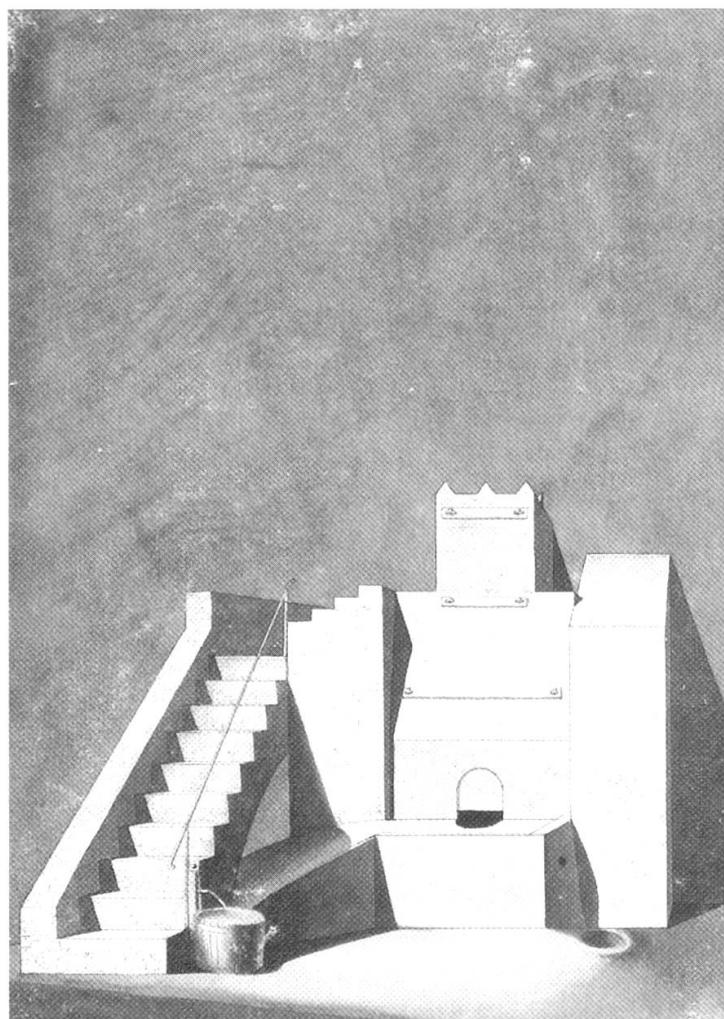
Paar zog nach Paris, womit der helvetische Senator (Ständerat) Meyer dann 1802 über eine familiäre Basis verfügte, als er von seiner Vaterstadt an die Consulta abgesandt wurde, um während dieser Konferenz bei Napoleon, den er durch Briefverkehr kannte, zusammen mit weiteren Aargauern für das Weiterleben des 1798 gegründeten Aargaus zu wirken.

Vater Meyer weigerte sich zeitlebens, seine Firma aufzuteilen. Dies mag mit ein Grund sein, weshalb seine beiden ältern Söhne es später vorzogen, sich um die von der Gesamtfirma 1805 gekauften bayrischen Klöster und Landgüter zu kümmern. Die beiden jüngeren Söhne, Gottlieb und Heinrich, gaben zunächst zu allerhand Hoffnungen Anlass. Doch sie fielen einem dunklen Schicksal zum Opfer, zum Kummer der Eltern. Gottlieb, in den USA verschollen, ist wohl ermordet worden. Auch Heinrich fiel der Gewalt zum Opfer, aber in Bordeaux. Der jüngste Sohn, Fritz, hat anscheinend nie in der Textilfirma als aktiver Teilhaber mitgewirkt. 1833 verkauften die Überlebenden der zweiten und dritten Generation die Firma an die Familie Feer-Heusler. Die Familie Meyer erlosch um 1900 im Mannesstamme. – Fritz beklagte sich nach 1813 über die Erbteilung und musste sich von seinem ältesten Halbbruder zurechtweisen lassen. Er hatte auf eine grössere Summe gehofft. Das Meyersche Vermögen war ab 1805 in den schlechten Zeiten der Kontinentalsperre und der Napoleonischen Kriege, in welche

*2 Sohn Johann Rudolf Meyer, ebenfalls Industrieller, hinterliess Pläne für Ofeneinrichtungen, deren Zweck noch der Klärung harrt. Die Anlage stand vermutlich erst in der neuen Villa, oder aber in der Halde.*

zwischen 1799 und 1813 auch die Schweiz und Bayern verwickelt waren, zum guten Teile zergangen. Die geerbte grosse Trachtensammlung aus dem Schlossli verkauftete Fritz, der bald nach Mutters Tod (1823) nach Bern übersiedelte, später an das historische Museum in Bern. Der Erlös wurde sein Altersvermögen beziehungsweise -einkommen.

Nicht zufällig lässt sich der Erfolg der Firma Meyer am besten aus dem Liegenschaftserwerb ersehen. Um 1780 besass der Selfmademan bereits ein grosses Wohnhaus mit Hinterhof in der Mitte des 3. Stockes, das heisst jenes Gebäudegevierts, das südlich und westlich an die Milch-, nördlich an die Kirch- und östlich an die Marktgasse stiess.



So hiess der südliche Teil der Rathausgasse damals noch. Meyer erwarb dann die westlich seinen Hof begrenzende, an die Milchgasse anstossende Liegenschaft und liess sie neu erbauen; dann «kaufte er sich durch», das heisst, er erwarb dem neuen Gebäude gegenüber die an der Westseite der Milchgasse gelegenen zwei Häuser, deren Westseite bis in die Halde hinunter stiess. Das ehemalige Kloster St. Ursula, seit der Reformation Lateinschulhaus und Spital, ging 1783 in seinen Besitz über. Die Klosterkirche bezog er sofort, den Rest baute er bis 1787 um, als die Pensionäre des bisherigen Spitals in den neuen Spital an der Laurenzenvorstadt (Amthaus) umgesiedelt waren. Meyer schlug eine elegante Brücke über die Golatenmattgasse und erhielt so einen regenfesten Zugang zu diesem Güterkomplex mit L-förmigem Grundriss. Im Kloster standen ihm die Kapelle und sonst Räume zur Verfügung, die es ihm erlaubten, allmählich zur industriellen Fertigung überzugehen. Wir wissen, dass sein universell wissenschaftlich interessierter ältester Sohn dort zudem mit den während der Helvetik gekauften Maschinen des Klosters Einsiedeln eine Druckerei einrichten wollte, jene dann aber an den neu zugezogenen Fachmann Heinrich Remigius Sauerländer verkauft hat. Nahe dem Kloster, unten am Ziegelrain, besass Meyer auch einen Anteil an der Wasserkraft des westlichen Stadtbacharmes. Nicht zufällig gingen die Liegenschaften am Stadtbach später an die Firma Kern über.

Den Halbwaisen Jakob Kern hatte Vater Meyer 1799 bei sich aufgenommen und für seine Ausbildung gesorgt.

Als Unterpfand für Schulden eines Geschäftspartners kam Meyer zu ausgedehntem Rebland am Hungerberg. Aus dem Rebbau machte der Industrielle das Hobby seiner alten Tage. Ausserdem kam der Familienrat zu unbekannter Zeit, noch vor 1798, auf die Idee, den erzhaltigen Hungerberg von der Aarauer Seite her anzugraben. So entstand ein Stollen mit mehreren hundert Metern Länge, der wohl eine gewisse Menge Eisenerz gebracht haben muss, der jedoch wegen Unrentabilität wieder geschlossen worden ist. Auch scheint, dass dieser Erwerbszweig nicht zum Kerngeschäft der Firma passte. Da der Bergbau bernisches Staatsregal gewesen ist, müsste in Bern ein Konzessionsgesuch zu finden sein.

1790 bezog Vater Meyer mit seiner Familie das Schlössli. 1811, mit 72 Jahren, kaufte er sich ein bequemeres Haus an der Pelzgasse. Die beiden ältesten Söhne verheirateten sich um 1790 und lebten zunächst in den Meyer-Häusern zwischen Rathaus- und Milchgasse, von wo aus die Erweiterung des Betriebs mit Hilfe des bekannten Strassburger Architekten Osterriet geplant worden ist. Der in Göttingen und Freiberg in Sachsen ausgebildete Physiker, Chemiker und Bergbauingenieur Johann Rudolf II., der älteste Sohn, wirkte, wie wir wissen, als führender Kopf, als die Firma Meyer sich ein weiteres Standbein zulegte. Sie expandierte in der Form,

dass eine weitere Fabrik in ganz neue Räumlichkeiten aufs freie Feld zu stehen kam, und zwar zwischen heutiger katholischer Kirche und Hauptpost. Als Bauherr und auch Ideenbringer gestaltete Johann Rudolf II. zudem seine Fabrikantenvilla, im Erdgeschoss zugleich «Verwaltungsgebäude», und das unterirdische Stollensystem. Dieses begann unter der ehemaligen Saxerschen Bleiche (heutiges Bahnhofareal) und alimentierte erst die Fabrik, dann die Villa mit Labor an der Laurenzenvorstadt ob dem Tellirain, das heisst mit Front zur Landstrasse nach Lenzburg und Zürich. In den beiden Obergeschossen lebten die Söhne, Johann Rudolf und Hieronymus, mit ihren wachsenden Familien. Eine Geheimtreppe verband den Keller – zweifellos ebenfalls Laboratorium und durchflossen vom Abfluss des unterirdischen Fabrikstollens – direkt mit den Obergeschossen. Entgegen späteren Vermutungen waren Fabrik, Wasserrad, Stollenbau usw. während des Fabrikbetriebs, das heisst bis etwa 1870, allgemein bekannte Aarauer Phänomene. Geändert hatte sich von 1803 an nur etwas: Während vorher Landeigentümer nach Belieben bauen konnten, verlangte der Kanton nachträglich eine Konzession für die Wassernutzung. Kurioserweise erlebte Vater Meyer, wie sich das neue Spital 1798 zum Bürohaus der Helvetik wandelte, um ab 1802 der von ihm als Hauptstifter eingerichteten Kantonsschule mitsamt der Kantonsbibliothek als erste Sitzze zu dienen.

Ausserhalb der Altstadt engten keine Nachbarhäuser die Bauten ein, dort konnte die Firma ihre Fabrik über dem ständig wachsenden Geist der Wasserzubringer errichten. Das unterirdische Wasserrad lieferte Wasserkraft, die Stollen sauberes Wasser für Färberei und Appretur. Und das Grundstück bot Raum für weitläufige lang gezogene Strangtrocknungshäuser. Wie schon gesagt, blieb aber die Firma Meyer bis 1813 ungetrennt in Familienbesitz. Die Führung war jedoch soweit handlungsfähig, dass bei Bedarf neue und zweckmässige Gebäude erworben wurden. Übrigens bauten oder kauften sich sämtliche Textilunternehmer der ersten Generation, die Herosé, Rothpletz, Brutel, Meyer, Frey oder Hotze, ihre Wohnhäuser beziehungsweise Villen in nächster Nähe ihrer Geschäftsräume. Als Vater Meyer die Augen schloss, schien für alles gesorgt zu sein: Die zwei im Geschäft tätigen Söhne hatten sich als fähige Industrielle ausgewiesen. Die zwei erwachsenen Enkel sowie der fünfte Sohn, Nachzügler Fritz, 20 Jahre alt, oblagen dem Studium.